universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Kleinere Schriften

Tirolische Miscellen

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1874

XVIII. Ueber rhätoromanische Studien. II. 1873

urn:nbn:at:at-ubi:2-8594

XVIII.

Ueber rhätoromanische Studien.[1]

1873.

II.

Als ich im vorigen Jahre die beiden ersten Capitel über rhätoromanische Studien geschrieben, glaubte ich wohl für einige Zeit ausruhen und den andern zusehen zu können, die sich auf demselben Felde bewegen, allein meine

1 Erschienen im Ausland, Juni 1873. Nr. 24, 25, 26. Ich bin in den letzten Tagen befragt worden, warum ich Rhätien, Rhätier schreibe und nicht nach dem neuen Brauche Rätien, Räter? Auf diese Frage gebe ich folgende unmaßgebliche Antwort: Seit Erfindung der Buchdruckerkunst druckte man allenthalben von der Etsch bis an die Eider Rhätien und Rhätier. Erst in neuester Zeit suchen die Philologen auf Grund besser eingesehener Hand- und Inschriften die Schreibung Rätien und die Form Räter einzuführen. In Graubünden und Tirol, wo die älteren Formen denn doch schon ein mehr als dreihundertjähriges Herkommen für sich haben, werden aber diese Neuerungen schwerlich allgemeine Annahme finden, und so wächst der deutschen Orthographie nur eine neue Unentschiedenheit zu, während sie doch an solchen Fragen schon überreich ist. Uebrigens sind die Formen: Rhätien, Rhätier nicht ohne Analogie. So lange noch Rhein und Rhone, so lange kann auch Rhätien geschrieben werden, und so lange wir die lat. Galli mit Gallier wiedergeben, so lange können wir uns auch Rhätier für Rhæti gefallen lassen.

Jugendliebe zum räthselhaften Lande Rhätien bethörte mich bald wieder und flüsterte mir hörbar zu, jene Arbeit sei doch gar zu unvollständig; die vier Herren, die dort zufällig besprochen werden, Dr. Rausch, Gatschet, Flechia und Schneller, seien doch nicht die allein erwähnenswerthen auf diesem Gebiete und es würde mir gewiß eine belehrende Unterhaltung verschaffen, wenn ich nachsehen wollte, was denn die übrigen rhätologischen Forscher, um die ich mich bisher aus Mangel an Zeit nicht viel bekümmert, in den letzten zwanzig Jahren vorwärts gebracht hätten. So ging ich also wieder dran, trug mir ein Dutzend Bücher zusammen, begann sie zu studiren, wurde auch allmählig fertig und will nun den geneigten Leser an dem Vergnügen, das ich selbst genoß, seinen wohlgemessenen Antheil nehmen lassen. Volle Vollständigkeit konnte ich mir freilich auch wieder nicht als Ziel setzen, doch glaube ich, daß nichts Erhebliches aus diesem Fache weggeblieben. Bemerken will ich noch, daß ich die tirolischen Arbeiten des gleichen Schlags — mit einer einzigen Ausnahme — wohl übergehen konnte, da ich über die bedeutenderen derselben früher schon da und dort mein Gutachten abgegeben.

Die „Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich" brachten in ihrem siebenten Bande, der 1853 erschien, eine Schrift von Theodor Mommsen, nämlich „die nordetruskischen Alphabete auf Inschriften und Münzen." Es sind da alle Denkmäler etruskischer Schrift zusammengestellt, wie sie bis dahin in und an den Alpen gefunden worden. Diese Funde eröffnen uns, wie der Verfasser sagt, einen merkwürdigen Blick in die weite nördliche Ausdehnung des Horizonts der italischen Civilisation, aber bei dieser

Eröffnung ist es bisher auch geblieben, denn meines Wissens ist noch keine dieser Inschriften glaubwürdig erklärt worden. Die Keltisten sind ihnen bisher ebenso vorsichtig aus dem Wege gegangen, als die Etruskomanen. Nur die Deutung der Zeichen, die sich auf dem kupfernen Gefäß im Museum Giovanelli zu Trient finden, ist von Christian Schneller, aber nach meiner Meinung ohne Glück, versucht worden. Es sind dieser Inschriften sechsunddreißig Stücke, worunter jedoch wenige über dreißig Buchstaben zählen, keine über fünfzig. Die längste ist eben die letzterwähnte auf dem tridentinischen Gefässe. Der scharfsinnige Sammler gibt zu verstehen, daß die Etruskisten vor der Hand aus diesen Denkmälern keinen Beweis für ihre Thesis ziehen können, denn es sei auch möglich, daß sich ein Volk von anderer Sprache diese etruskischen Buchstaben beigelegt — ein Satz, dem nicht zu widersprechen ist. Um so gespannter werden wir aber auf die von Professor Corssen versprochene Enträthselung der etruskischen Sprache, die ja demnächst ans Licht treten soll. Wir sind sehr begierig zu sehen, ob er diese Inschriften als etruskische anerkennt, und wenn dieß der Fall, wie weit er mit deren Deutung gekommen.

Im neunten Bande derselben Mittheilungen erschien eine andere Schrift von Theodor Mommsen, „die Schweiz in römischer Zeit.“ In dieser Abhandlung ist auch von Rhätien die Rede und meint der Verfasser, es sei zwar nicht wohl zu bestreiten, daß das Alpenland beim Einfall der Kelten in die Po-Ebene eine Zufluchtsstätte der Etrusker geworden, aber darum könne doch keineswegs geleugnet werden, daß in diesen abgeschlossenen Bergthälern auch

keltische Ansiedler und vielleicht noch Trümmer und Splitter anderer Nationen Unterkunft gefunden. — Aus den Ortsnamen erhält dieser Ausspruch keine Bestätigung (s. Rh. Ethnol. S. 23); nur in Wälschtirol dürften die Namen in ago, aga, wenn sie nicht deutsch sind, auf keltische Mischung deuten.

Das Jahr 1857 bescherte uns die Ortografia et Ortoepia del idiom romauntsch d'Engiadin' ota (alta) von Herrn Altlandammann Zaccaria Pallioppi, welcher in Celerina bei St. Moriz Haus und Hof hält.[1] Herr Pallioppi wurde mir schon vor acht Jahren, da ich einmal das Engadin entlang fuhr, als gegenwärtiger Hauptpfeiler und Eckstein der rhätoromanischen Studien in Bünden bezeichnet und ich hatte mir auch vorgenommen, ihn zu besuchen, allein diese gute Absicht war nicht auszuführen, da wir damals zu so früher Morgenstunde durch Celerina kamen, daß ich den Herrn Altlandammann noch nicht stören zu dürfen glaubte. Neuerdings wurde ich auf den Namen wieder hingewiesen durch Herrn Dr. Friedlieb Rausch, welcher in seinem früher besprochenen Schriftchen mittheilt, Herr Pallioppi habe unter dem Titel: Perscrutaziuns da noms locals eine Abhandlung verfaßt, deren Zweck kein anderer gewesen, als „Steubs Erklärungen rhätischer Ortsnamen zu berichtigen und neue Beobachtungen zur Kenntniß der Wissenschaft zu bringen."

Der Leser erinnert sich vielleicht aus dem ersten Theile dieser Betrachtungen, daß ich wegen jener Schrift acht

[1] Ich habe seitdem vernommen, daß Herr Altlandammann Pallioppi in diesem Frühjahr, der später erwähnte Prof. Theobald aber schon vor einigen Jahren verstorben sei.

Wochen lang in Briefwechsel mit einer Churer Buchhandlung lag, welche das Buch nicht liefern zu können betheuerte, dann an Herrn Palliopi selber schrieb, aber keine Antwort erhielt.[1] Letzterer Umstand ist noch nicht aufgeklärt, ersterer aber erhält hinlängliche Beleuchtung durch die von Herrn Dr. Planta in seinem später zu erwähnenden Buche, „das alte Rhätien," gegebene Nachricht, daß die Perscrutaziuns noch gar nicht gedruckt seien. Herr Dr. Rausch scheint also die von ihm so hochgeschätzte Schrift nur im Manuscript gelesen zu haben und hätte mir jedenfalls viele Zeit ersparen können, wenn er in diesem Punkte etwas offener gewesen wäre. Die etymologischen Muster, welche Herr Dr. Rausch mittheilt (S. 32 und 162 seiner Schrift), scheinen aber nicht viel Gutes zu versprechen. Das bekannte Cadé, den romanischen Namen für Gotteshaus, mit dessen Erklärung aus ca = casa und dei die

[1] Dieser Palliopipische Unstern verfolgt mich noch bis auf den heutigen Tag (den 25. Mai 1874). So brachte eine Züricher Zeitschrift, die „Bibliographie der Schweiz," im vorigen August eine Anzeige des ersten Bändchens dieser Kleineren Schriften, in welcher der Referent namentlich die Reise nach Hohenrhätien anerkennend bespricht, aber doch, gewissermaßen zur Entschuldigung für manches, was er unzulänglich befunden zu haben scheint, die Bemerkung beifügt: „Natürlich waren dem Verfasser dazumal (nämlich 1852) die seither vorgeschrittenen etymologischen Forschungen Palliopi's noch nicht zugänglich." — Sollten in neuester Zeit die Perscrutaziuns oder das rhätoromanische Wörterbuch ans Licht getreten sein? Ich schrieb an die Redaction der Bibliographie der Schweiz und bat um Aufklärung, erhielt aber wieder keine Antwort. Wenn ich übrigens Palliopis Aufstellungen in der ladinischen Orthographie und die allerdings sehr dürftigen Mittheilungen, welche Dr. Rausch und Dr. Planta seinen Perscrutaziuns entnahmen, noch einmal kritisch betrachte, so möchte ich unumwunden behaupten, daß dieser Forscher in seinem Vaterlande bedeutend überschätzt werde.

Vernünftigen bisher in die Haut hinein zufrieden waren, will Herr Palliopi aus dem irischen (nordkeltisch-gadhelischen) ca = Haus und dé, Genitiv von dia, Gott, erläutern! Noch seltsamer klingt die Mittheilung, Herr Palliopi stelle in seinen Perscrutaziuns die Ansicht auf, das Keltische sei erst mit Einführung des Christenthums in das Rhätische gedrungen, indem nämlich schottische Missionäre die keltisch-gadhelische Sprache nebst Spuren aus dem Kymrischen (dieß klingt besonders fein und spürnasig) nach Rhätien gebracht hätten. Das Ganze (welches Ganze? Doch wohl das Keltische im Romanschen?) rechne Palliopi zu den eigentlich rhätischen (urrhätischen) vorrömischen Sprachelementen. Also das Keltische, das die schottischen Glaubensprediger nach der römischen Zeit hereingebracht, soll gleichwohl ein urrhätisches, vorrömisches Sprachelement sein? Das ist ja doch kaum menschenmöglich. Auch Herrn Dr. Rausch ist dieser Tabak zu stark.

In seiner Ortografia et Ortoepia sucht also Herr Palliopi die mannigfachen Manieren, in denen der Dialekt des obern Engadins bisher geschrieben wurde, unter einen Hut zu bringen. Die von ihm aufgestellte Orthographie soll in der That seit dem Erscheinen dieser Schrift von der gesammten Literatur, sowie auch von der periodischen Presse seines heimathlichen Thales angenommen worden sein. Ich weiß nicht, ob man als Nichtengadiner in diese Sachen hineinreden darf, aber wenn es gleichwohl erlaubt wäre, so würde ich mein Befremden ausdrücken, daß der geistreiche Reformator 1) den gequetschten Laut des c, den die Italiener mit diesem einzigen Buchstaben wiedergeben, gar mit vieren aufmarschiren läßt (palliopisch tschert,

italienisch certo), 2) daß er sch auch wieder durch sch, also durch drei Zeichen ausdrückt, während es doch ebenfalls durch ein einziges wiederzugeben wäre; 3) daß er bei sch, wenn es nicht als sch, sondern getrennt als stsch zu sprechen, wie in schür (obscurus) sprich: stschür, die beiden Laute durch einen kleinen Gedankenstrich (s-ch) auseinander hält, was schwer zu schreiben und zu drucken ist, übrigens auch garstig aussieht; 4) daß er zwar auf die auslautenden Vokale von però, perchè einen Accent setzt, aber nicht auf jene der Participien in -o (amò, portò, masdò, lat. amatus, portatus, mixtatus), oder der Futura in -ro, welche ihn doch eben so wohl verdienen.

Nach meiner Meinung ist Herr Curat Vian in Gröden bei der Aufrichtung eines orthographischen Systems für die Grödner Sprache viel glücklicher gewesen. Vian setzt ein Häubchen auf das c um tsch, ein Häubchen auf das s um sch, ein Strichlein um den weichen Laut im französischen ge, gi zu bezeichnen, und damit ist allen Bedürfnissen auf das einfachste abgeholfen. Herr Pallioppi hätte sich in der Anerkennung solcher Vorzüge wohl auch durch die Betrachtung nicht hindern lassen, daß dieser gute Wurf in einem Lande der Zwingherren gelungen, aber er ist vollkommen entschuldigt, wenn er nicht im Jahre 1857 schon Vians Thesen annahm, weil diese erst im Jahre 1864 veröffentlicht worden sind.

Uebrigens arbeitet Herr Pallioppi auch seit langer Zeit an einem rhätoromanischen Wörterbuche, dessen Druck zwar noch nicht begonnen hat, dem man aber allerseits mit großer Spannung entgegensieht.

Im Jahre 1860 gab Herr Professor Theobald in Chur

seine „Naturbilder aus den rhätischen Alpen“ (Chur bei Leonhard Hitz) heraus, welche nach zwei Jahren schon in zweiter Auflage erschienen, was ich von meinem bayerischen Hochland selbst nach dreizehn Jahren noch nicht behaupten kann. Der Absicht des Verfassers gemäß spricht das Buch viel mehr von den ewigen Bergen und Gletschern, als von den vergänglichen Menschen, viel mehr von Verrucano, Porphyr und Dolomit, als von geschichtlichen Dingen, von Sitten und Gebräuchen oder gar von Liedern und alten Sagen. Da Herr Professor Theobald die zahlreichen Hochfahrten, die er beschreibt, fast alle selbst unternommen, so ist er in den erhabenen Wüsteneien der Fernerwelt ein sehr verlässiger und gesprächiger Führer, aber er wird etwas wortkarg, wenn er uns unten im Thale von den Stammeseigenthümlichkeiten der Deutschen oder denen der Romanschen, der Oberländer oder der Engadiner erzählen soll. Die angenehmste Unterhaltung gewährte mir immerhin sein Tyrannenhaß. Bei jedem alten gebrochenen Burgstall, der noch von ragendem Felsen malerisch herunternickt, schnalzt der Herr Professor mit den Fingern vor Freiheitslust und gratulirt den jetzigen Bündnern mit abgezogenem Hute zu ihren heldenmüthigen Ahnen, die den Vögten und Zwingherren den rothen Hahn aufs Dach gesetzt und sie mit Kind und Kegel vertilgt haben. Wer aber in der Bündner Geschichte etwas auf- und abgewandelt, der dürfte doch vielleicht fragen, ob nicht gerade die ärgsten Zwingherren damals unvertilgt geblieben seien. Um ein giftiger Landschaden zu sein, braucht man ja nicht gerade als Raubritter auf einem Felsennest zu horsten; man kann oft noch scheußlicher wirken in einem bescheidenen Herrenhause,

das an der offenen Landstraße liegt, sich aber von Paris oder Wien aus bestechen läßt. Während die republikanischen Väter des Vaterlands, die ehrenwerthen Junker aus bekannten Geschlechtern, das arme Bünden fast dreihundert Jahre lang mit allen Greueln einer entarteten Adelsherrschaft schändeten, erfreuten sich die angränzenden Tiroler unter ihren habsburgischen Tyrannen aller Segnungen eines tiefen Friedens und wußten sich viel Wohlstand und Bürgerglück zu bereiten. Freilich dürften in Tirol auch die Zwingherrn schon ursprünglich viel zarter besaitet, viel poetischer gewesen sein, als in Alt fry Rhätia. Dafür ließen sich die mancherlei Minnesänger, die in tirolischen Burgen ihre Leier stimmten, insonderheit Walter von der Vogelweide, nach ihm Oswald von Wolkenstein, und der reiche tirolisch-lombardische Sagenschatz anführen, Erscheinungen, denen in Bünden Aehnliches nicht zur Seite steht. Geschlechter, wie die Annenberger im Vinschgau, wie die Wolkensteiner zu Rodeneck, die für Kunst und Wissenschaft, für Gesang und Lieder schwärmten und dabei Bücher, Waffen, Bilder, Alterthümer sammelten, scheinen dort nie vorgekommen sein. Immerhin wäre es, abgesehen von dem Mittelalter, ungemein belehrend, die Geschichte und Physiognomie von Land und Leuten und die beiderseitigen Errungenschaften in der neuern Zeit neben einander zu stellen und aus dieser Parallele den Schluß zu ziehen, ob die bündnerischen oder die tirolischen Freiheiten sich der Menschheit förderlicher erwiesen — ein interessantes, aber heikles Thema, das wir jedoch nicht weiter verfolgen wollen.

Von demselben Verfasser erschien im Jahre 1861 auch

„das Bündner Oberland," ein trefflicher Führer an den Vorderrhein und in seine Seitenthäler. In diesem Büchlein tritt das Menschenleben mit etwas breiteren Spuren auf, und es ist daraus leicht abzunehmen, daß es dem Herrn Professor in seinen oben erwähnten Naturbildern für diesen Gegenstand bei weitem mehr an Raum als an Interesse gefehlt habe.

Im Jahre 1862 erschien ein Büchlein „Ueber Ursprung und Geschichte der rhätoromanischen Sprache" von P. Justus Andeer, Pfarrer zu Bergün. Dieses Erzeugniß bündnerischer Gelehrsamkeit ist zunächst aus einer Vorlesung hervorgegangen, welche der Forscher da und dort, natürlich mit großem Beifall, gehalten hat. In der Vorrede findet sich die Angabe, daß der Verfasser sein Manuscript vor der Veröffentlichung „der scharfen Kritik von vier Münchener Gelehrten" unterworfen und diese dann ihr günstiges Urtheil schriftlich abgegeben haben. Unter diesen Capacitäten soll, wie ich da zu einiger Ueberraschung lese, auch meine Wenigkeit gewesen sein, was derselben aber ganz unerinnerlich. Meines Ermessens würde ich schon damals gesagt haben, man müsse auf diesem Felde nach einem Stillstand von dreihundert Jahren doch endlich einmal einen Schritt vorwärts thun, und nicht, wie Herr Justus Andeer, das längst Bekannte und Abgetretene oder vielmehr die alten Irrthümer immer wieder zu neuen Abhandlungen, Schriften, Brochüren und Büchern zusammenstoppeln. Der Verfasser reibt sich selbstquälerisch an der Frage, woher denn eigentlich das Churwälsche komme, eine Frage, die doch schon längst gelöst ist und über die sich niemand mehr den Kopf zu zerbrechen braucht. Es gehört zu den Stammeseigenthüm-

lichkeiten der Bündner, ihren heimischen Bauerndialekt immer wie ein Mysterium zu behandeln, das gar nie ergründet werden könne. Aber daß in Rhätien, so nahe an Rom, sich ein lateinisches Patois erhalten, ist doch weit weniger befremdlich, als daß derselbe Fall z. B. auch in Burgund, in der Champagne, in Belgien, in Spanien und in Portugal vorkommt. Das Mysteriöse im Romanschen ist nicht das Romansche, sondern das Nichtromansche oder Vorromansche, was darinnen steckt und dieses sollte, wie auch F. Diez schon vor langem gewünscht, endlich einmal ausgeklaubt, gesammelt und nach seiner Herkunft befragt werden — aber dazu sind die Herren nicht zu bringen!

Pfarrer Justus Andeer wiederholt sogar das alte Phantasma, daß schon der alte Rhätus die lateinische Sprache ins Bündner Oberland verpflanzt habe, während doch ganz sicher ist, daß dieser berühmte Heerführer mit seinen Etruskern nicht lateinisch, sondern etruskisch zu sprechen pflegte. Ebensowenig ist zu beweisen, daß das Engadin von den durch Hannibal aus ihren Wohnsitzen vertriebenen Latiern bevölkert worden sei. Daß Herr Andeer auch alle jene dreihundert Jahre alten und seit drei Jahrhunderten immer falsch gewesenen Etymologien, als da sind: Realt = Rhætia alta, [1] Räzüns = Rhætia ima, Reams = Rhætia ampla,

1 Daß Realt nichts anders als riva alta, habe ich schon am 11. December 1852 in der vielgelesenen A. Allg. Zeitung dargethan. (Auf Seite 112, Th. I. dieser Kleineren Schriften ist leider via alta gedruckt statt riva alta.) Auch Realp am Gotthard ist nichts anderes als rio albo. Ueber Reams und Räzüns siehe Herbsttage, S. 237. Doch läßt sich hinzufügen, daß das z in Räzüns noch leichter zu erklären ist, wenn als Urform runcazzones

Engadin = in capite Oeni, Celerina = celer Oenus u. s. w. respektvoll wiederholt, versteht sich nach allem diesem am Rande.

Bei weitem mehr befriedigen als der erste mag des Andeerschen Büchleins zweiter Theil, die „Geschichte und Literatur der rhätoromanischen Sprache.“ Da sind auch Sprachproben der verschiedenen Mundarten vom fünfzehnten Jahrhundert an gegeben; nur sollten die alten Kriegslieder und die Psalmen nicht in deutsche Reime, sondern, da der romanische Text ohne Erklärung sehr schwer verständlich ist, Wort für Wort in Prosa übersetzt sein.

Die churwälsche Literatur, welche nunmehr drei Jahrhunderte zählt, ist fast durchaus kirchlichen Inhalts. Sie beginnt mit der Uebersetzung des neuen Testamentes, welche Jakob Bifrun im Jahre 1560 herausgab. Das Verzeichniß, das der Verfasser angelegt, weist freilich in 177 Nummern beinahe nur Gebet- und Gesangbücher, Trost- und Erbauungsschriften auf, nach meinem Geschmacke meist sehr langweiliges, zum großen Theil aus dem Deutschen oder Französischen übersetztes Zeug, das linguistisch zwar unschätzbar ist, aber außer den Linguisten nur den Bündnerischen Prädikanten und Pastoren genießbar erscheinen dürfte.

Wenn nun Herr Pfarrer Andeer einerseits hervorhebt, daß die genannten Bücher mit wenigen Ausnahmen von Pfarrern verfaßt worden seien, so finden wir dieß ebenso glaublich, als wenn er anderseits klagend bemerkt, daß außer den Zeitungen fast nichts Romansches gelesen werde.

angenommen wird. Auf dieses könnte auch die Schreibart *Racsune* hindeuten. Gatschet's Erklärung aus dem lat. rascia, Sumpf, ist nicht haltbar.

Wer sollte, meint er, unter solchen Verhältnissen sich zum Schreiben aufgemuntert fühlen und jedem Honorar entsagend Correctur, Verlag und Verkauf noch selbst übernehmen, um die Hälfte der Auflage seinen Kindeskindern als Makulatur zu vererben? Ohnedem nehme auch die Zahl der Pfarrer ab. Die Engadiner, welche früher ganz Graubünden mit Predigern versorgt, vernachlässigen jetzt die Studien und gehen lieber als Zuckerbäcker und Kaffeewirthe in die Welt, so daß die Priester schon stellenweise aus dem Auslande berufen werden müssen.

Ueber Feststellung und Schreibung der Muttersprache scheinen aber die Engadiner im Jahre 1862 übel hintereinander gekommen zu sein. Herr Andeer weiß wenigstens zu erzählen, daß gerade in diesem Jahre, als sein Büchlein erschien, die Uneinigkeit zwischen Ober- und Unterengadin in offenen Krieg ausgebrochen sei. Den nächsten Anlaß hiezu gab jene kurz vorher veröffentlichte Schrift Palliopi's über Orthographie und Orthoepie des romanischen Idioms der Oberengadiner. Ober- wie unterhalb von Pontalt behauptete man wieder den reinsten und schönsten Dialekt zu sprechen und stellte die anmaßliche Forderung, daß nur die eigene Mundart, mit Ausschluß jeder anderen, für die zu bildende Schriftsprache als Norm erklärt werden solle. Wie das Kampfspiel ausgegangen, ist mir nicht bekannt. Wahrscheinlich blieb jede Partei auf ihrem angeerbten Standpunkt. Wenn nun aber schon die Ober- und die Unterengadiner sich nicht verständigen können, so ist um so weniger Hoffnung, daß die widerspenstigen Leute vom Vorderrhein oder vom Oberland — wie die Unionisten wollen — in eine linguistische Gemeinschaft mit den Lands-

leuten an den Innquellen treten werden. Unter diesen Umständen sprechen allerdings viele Vernunftgründe für die Abolitionisten, nämlich für jene Partei, welche den ganzen verwelkenden Romanismus gegen den ewig jungen Germanismus austauschen möchte.

Herr Pfarrer Andeer tritt dagegen jenen bei, welche die beiden Idiome, die sich romansch und ladinisch nennen, bestehen lassen und beide erhalten wollen. Er schließt mit einem warmen Aufruf an seine Landsleute, sie ermahnend, ihre linguistische Selbständigkeit nicht aufzugeben, vielmehr das alte angestammte Idiom aus allen Kräften zu pflegen und zu bilden. Besonders die Geistlichen und die Lehrer seien hiezu berufen. Ihnen erblühe dafür der unsterbliche Ruhm, eine uralte Sprache vom Untergange gerettet zu haben.

Nichtsdestoweniger wird sie doch bald untergehen, gerade wie die der Grödner und Enneberger auch. So geneigt die Forscher diesen anspruchslosen Alpendialekten auch sein mögen, sie sehen doch voraus, daß sie den Kampf ums Dasein nicht mehr lange bestehen können. Eben deßwegen aber wäre es höchste Zeit, sie endlich einmal wissenschaftlich in Angriff zu nehmen, ihren Wortschatz festzustellen, diesen etymologisch zu bearbeiten u. s. w., aber wie gesagt, den Grisonen unserer Tage liegt's viel näher, vom Heerführer Rhätus und seinen heiligen Burgen Realt, Rhäzüns und Reams zu plaudern, als ernste und eingreifende Untersuchungen über ihr Idiom anzustellen, und daher ist auch das Wenige, was darüber vorhanden, nicht von Bündnern, sondern von Fremden ans Licht gegeben werden.

Im Jahre 1865 erschienen zu Chur „Zwei historische

Gedichte in ladinischer Sprache aus dem 16. und 17. Jahrhundert," welche Herr Alfons von Flugi herausgab. Das erstere derselben besingt den ersten Müßerkrieg, der im Jahre 1525 spielte und seinen Namen von dem Castell Musso am Comersee erhielt. Dieses war nämlich damals von J. J. von Medicis, einem abenteuerlichen Rittersmann, besetzt, der sich dortherum eine Herrschaft gründen wollte und selbst einen zweiten Müßerkrieg veranlaßte. Der Verfasser ist Johann von Travers, welcher 1483 zu Zutz im Engadin geboren wurde. Seinen Todestag hat uns Herr v. Flugi leider zu sagen vergessen (Dr. Rausch gibt das Jahr 1563 an), doch erzählt er, daß sein Held, um der damaligen Noth an Predigern abzuhelfen, in seinem dreiundsiebzigsten Jahre noch die Kanzel bestiegen und unter dem höchsten Beifall seiner Freunde die Lehren der Reformatoren gepredigt habe. Auch im Mannesalter hatte er als Krieger und Staatsmann seinem Vaterlande sehr werthvolle Dienste geleistet. Ulrich von Campell nennt ihn einen Mann, der in jeder Tugend unerreicht dastehe. Dr. Rausch rühmt ihn sogar als den „Erfinder der rhätischen Schrift," worüber er sich mit Herrn Professor Mommsen auseinandersetzen mag, da dieser rhätische Inschriften kennt, die weit über Christi Geburt hinausgehen.

Dieser Johann von Travers war also der erste Romaunsche, der seine Muttersprache zu einem literarischen Zweck verwendete. Herr v. Flugi meint, er habe den kühnen und glücklichen Wurf zu nicht geringem Erstaunen seiner Zeitgenossen gewagt. Eben derselbe schrieb auch die ersten romaunschen Dramen, den verlorenen Sohn und Joseph in Egypten, letzteres einmal als Schau- und ein

andermal als Lustspiel. Diese Stücke wurden damals im Engadin sehr gerne aufgeführt, sind aber jetzt verloren.

Das zweite jener Gedichte, der Veltlinerkrieg, wurde von Georg Wietzel, der auch ein Zutzer war; verfaßt. Sein Leben füllt die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts aus. Auch er hat sich in Krieg und Frieden, dem großen Travers nachstrebend, sehr rühmlich hervorgethan.

Herr v. Flugi meint übrigens, beide Gedichte seien unleugbar etwas trocken und unbeholfen, eine Behauptung, welcher ich nicht zu widersprechen wage. Für das Verständniß hat der Herausgeber durch eine wörtliche Uebersetzung gesorgt, was sehr dankenswerth. Ob er nicht auch für eine gewisse Gleichmäßigkeit, ein gewisses System der Orthographie hätte sorgen sollen, ist eine Frage, die er vor der zweiten Auflage des Büchleins selbst zu erwägen haben wird.

Das Jahr 1868 brachte eine kleine Abhandlung über den „Vocalismus des lateinischen Elements in den romanischen Dialekten von Graubünden und Tirol" (Bonn bei Ed. Weber). Der Verfasser ist Dr. Edmund Stengel, ein junger Linguist, der bei Friedrich Diez gelernt hat. Die Schrift ist die erste, welche die romanischen Alpendialekte oder wenigstens eine Seite derselben im Geiste der neueren Wissenschaft betrachtet. Bei dem geringen Umfang der Aufgabe, die sich der Forscher gestellt, kann das Ergebniß zwar nicht bedeutend sein, aber die Bündner sehen jetzt doch an diesem Beispiele, das ihnen ein Ausländer gegeben, wie derlei Gegenstände wissenschaftlich zu behandeln sind.

Im Jahre 1870 erschien zu Chur die „Geschichte von

Currätien und der Republik Graubünden" von Herrn Conradin von Moor. Sie reicht vorderhand bis ins Jahr 1621 und ist, wie auf dem Titel zu lesen, die erste im Zusammenhange und nach den Quellen bearbeitete Historie dieses Freistaats. Der Verfasser ist der Sohn des vor wenigen Jahren verstorbenen Theodor v. Mohr,[1] der auf historischem Gebiete ein unermüdlicher Sammler und Forscher gewesen. Auch Herr Conradin v. Moor sucht sich um die Geschichte seines Vaterlandes verdient zu machen, und gibt schon seit längerer Zeit einen Codex diplomaticus, sowie eine Sammlung der bündnerischen Geschichtschreiber und Chronisten heraus. Seinen Forschungen wären etwas mehr Genauigkeit und Kritik, seinen Büchern etwas weniger Druckfehler zu wünschen; indessen darf sein literarisches Wirken immerhin freundlich begrüßt werden, da er in unsern Tagen bisher fast der einzige war, der in Bünden auf diesem Felde sich thätig zeigte und dabei, wie es scheint, nur wenig Aufmunterung fand.

Die Frage, woher die Urbewohner Rhätiens gekommen und welcher Verwandtschaft sie sich rühmen durften, diese Frage, welche, wie Herr v. Moor sagt, in neuester Zeit hunderte von Federn in Bewegung gesetzt, sie kömmt allerdings auch unter seiner Hand nicht zum Abschlusse, vielmehr läßt er sich's genügen, „die verschiedenen Ansichten darüber klar und in gedrängter Kürze mitzutheilen."

Daß auch in dieser Mittheilung die Namen Realt, Räzüns, Reams wieder von dem hochverehrten Heerführer Rhätus abgeleitet werden, setzt einen altehrwürdigen Miß-

[1] Vor zehn Jahren schrieb sich auch Herr Conradin noch v. Mohr, seitdem aber schreibt er sich v. Moor — ich weiß nicht warum.

brauch fort, der sich allem Anscheine nach erhalten wird, so lange es noch Bündner gibt.

Auch die Stelle bei Livius, laut deren die Rhätier seiner Zeit ein verdorbenes Etruskisch gesprochen haben, sollte doch nicht immer wieder auf das heutige Romansch bezogen werden. Uebrigens fürchtet der Verfasser, es möchte in diesem Stücke leicht noch ein neues Räthsel auftauchen. Ein Bündner Officier, der früher in spanischen Diensten stand, will nämlich sein heimathliches Idiom auf den Balearen in auffallendster Vollkommenheit wieder gefunden haben. Diese Nachricht erinnert fast an die alte Mähr von den Baiern, die auf einem Kreuzzuge in Armenien zu größter Verwunderung die Sprache wieder trafen, die an den Gestaden der blonden Isar erklingt; allein jenes Räthsel löst sich wohl einfach dadurch, daß die Bewohner der balearischen Inseln wie die Bündner eine provenzalische Mundart sprechen. So rühmen sich ja auch die Grödner, daß sie auf ihren Handelsfahrten mit ihrer Sprache in keinem Lande sich leichter zu recht finden, als in Spanien. Es ist daher eine sehr überflüssige Annahme des Verfassers, daß beim gallischen Einfall ein Theil der oberitalischen Etrusker, während die andern nach Rhätien flohen, sich zu Schiff nach Spanien geflüchtet habe, denn man kann nicht oft genug wiederholen, daß jene Etrusker nicht romanisch sprachen.

Auf Seite 115 stellt der Verfasser, etwas unerwartet, die Ansicht auf, daß die alte rhätische Sprache jene Verderbniß, welche Livius an ihr zu bemerken glaubte, einer vorhergehenden Vermischung der eingewanderten Rhätier mit früheren Ureinwohnern tauriskischen, d. h. keltischen

Stammes zu verdanken habe. Deßwegen seien auch im heutigen Rhätischen (besser Rhätoromanischen) so viele keltische Sprachelemente zu finden.

Weh uns, wenn dem so wäre! da wäre uns gar nicht mehr zu helfen! Wenn es bisher nicht einmal gelingen wollte, die vorrömischen Bestandtheile aus dem Ladinischen auszuscheiden, woran freilich zunächst die Nachlässigkeit der Ladiner selber schuld, wo wird der weise Magus herkommen, der aus jener Masse, wenn sie einmal ausgeschieden, wieder neuerdings ausscheidet, welche Bestandtheile aus der Sprache der Taurisker und welche aus dem Idiom der eingewanderten Etrusker abzuleiten seien!

Daß bei allen diesen seinen Aufstellungen der Verfasser auf meine etwas abweichende Thesen gar keine Rücksicht nimmt, vielmehr sie überhaupt nicht zu kennen scheint, das habe ich wohl der oft beklagten Tarnkappe zu danken, welche über meinen verschiedenen Werken zu liegen scheint. Es wäre mir ein Vergnügen gewesen, von Herrn Conradin v. Moor wenigstens widerlegt zu werden.

Herr Conradin v. Moor hat seine Geschichte in einem Jahre von der Urzeit bis in den dreißigjährigen Krieg geführt, doch möchten wir das Urtheil über seine Leistung, soweit sie die historischen Zeiten betrifft, lieber den Sachverständigen seiner Heimath überlassen. Nur beiläufig wollen wir noch die Meinung aussprechen, daß die Victoriden, jenes Geschlecht, welches bekanntlich vor Karl dem Großen über Rhätien waltete, nicht, wie Herr v. Moor annimmt, aus dem Frankenlande eingewandert, sondern eher römischer Abkunft gewesen sei, denn die Namen seiner männlichen Glieder, Victor, Vigilius, Jactatus u. s. w.,

die mit Ausnahme der zweifelhaften Zacco (vielleicht eine Koseform von Jactatus?) und Tello, doch alle lateinisch sind, deuten keineswegs auf fränkische Abstammung.

Auffallend ist auch, daß der Verfasser die oft genannten Walliser, die deutschen Colonisten, die im dreizehnten Jahrhundert aus dem Wallis nach Bünden und Vorarlberg kamen, „die noch immer räthselhaften" nennt, denn nach den vielen Studien, die ihnen namentlich Bergmann, den aber Herr v. Moor nicht zu kennen scheint, gewidmet hat, möchten sie auf jenes Prädikat nachgerade keinen Anspruch mehr haben.

Eine strenge, exacte Methode verrathen die „Forschungen über die Feudalzeit im Curischen Rhätien," welche Herr Wolfgang v. Juvalt angestellt und vorerst in zwei Heften (Zürich 1871) veröffentlicht hat. Das erste Heft behandelt Maß und Gewicht, Geld und Münzen jener Zeit, das zweite die staatsrechtlichen Verhältnisse der verschiedenen rhätischen Gebiete.

Vielleicht läßt sich der Verfasser über Rhätiens Urbewohner, die er hier nur ganz vorübergehend berührt, später einmal weitläufiger aus. Seite 86 verspricht er auch einen etymologischen Theil, der noch nachkommen soll, worauf ich mich sehr freue. Dort werden vielleicht auch die ethnologisch-linguistischen Verhältnisse des Mittelalters eingehender behandelt. Bisher sind diese nur wenig berücksichtigt, und gerade die Hauptstelle, Seite 67, 68, ist mir nicht recht klar geworden. Unverständlich ist mir z. B. der Satz geblieben, daß da, wo im Etschgebiete die beiden abtrennenden Sprachelemente, das gothische und das römische, zusammenstießen, heutzutage noch im Enneberger-

und Grödnerthale ein dem Bündner Romanischen ähnlicher Dialekt gesprochen werde. Ich habe zwar auch schon gefunden (Herbsttage S. 126), daß die Brixener Klause den Punkt bezeichne, wo den Ortsnamen nach der starkromanische Theil des heutigen deutschen Tirols beginnt, allein daß dort gothische und römische Sprache zusammenstießen, und daß mit diesem Zusammenstoß das Ladin der Grödner und Enneberger zusammenhänge, das kann ich nicht recht begreifen.

Im vorigen Jahre hat Dr. P. C. Planta, Mitglied der schweizerischen Bundesversammlung und des bündnerischen Obergerichtes, Präsident der historisch-antiquarischen Gesellschaft in Chur, unter dem Titel „Das alte Rhätien" ein stattliches Buch herausgegeben, welches auf 435 Seiten die Geschichte seines Vaterlandes von der Urzeit bis in das Jahrhundert der sächsischen Kaiser zusammenstellt. Ungefähr die Hälfte dieses Umfanges ist der Schilderung der römischen Verwaltung gewidmet. Wenn man bedenkt, daß sich die wenigen Nachrichten, welche uns die Schriftsteller jener Tage über ihr Rhätien mitgetheilt, auf ein paar Octavseiten zusammendrucken ließen, so muß jene Fülle fast überraschen. Indessen sieht man doch bald, daß Alles mit natürlichen Dingen zugeht. Der Verfasser bespricht nämlich immer zuerst die römischen Staatseinrichtungen, wie sie uns von andern Seiten her bekannt sind, und stellt dann erst dar, wie sie sich in Rhätien acclimatisirt und ausgeprägt haben. Dazu thun dann die mancherlei Inschriften auf Meilensteinen, Grabmälern u. s. w. sehr gute Dienste. Auf diese Weise erhalten wir ausführliche Abhandlungen über Straßen, Festungswerke, Militärstand,

Gemeindewesen u. s. w. So erscheint denn das alte römische Rhätien, welches uns bisher wie eine leere verödete Stube angesehen, plötzlich wie ein reich möblirtes, mit Hausrath und Bildern aller Art ausgestattetes Gemach, eine Umwandlung, die jeden erfreuen wird, der diesem geheimnißvollen Lande seine Sympathien zugewendet hat.

Die Abstammung oder Stammverwandtschaft der Rhätier ist auch von Herrn Dr. Planta nicht ausgemacht, überhaupt nicht eingehend behandelt worden, was uns aber zu Dank verpflichtet, denn seine Meinung, daß Rhätia wegen der vielverschlungenen Thäler und Gebirge Retia, d. h. Netze (so spricht auch der weise Cassiodorus), benannt worden sei, ließe uns nicht viel Erfreuliches ahnen.

Ehe wir von Herrn Dr. Planta scheiden, wollen wir seinem Buche noch eine genealogische Notiz entnehmen. Auf Seite 279 erwähnt er nämlich ein, wenn es ächt ist, sehr interessantes Schreiben des Kaisers Justinian an seinen Feldherrn Narses, durch welches dieser beauftragt wird, der höchst ehrenwerthen und sehr edlen Familie der Titionen, von der schon über hundertzwanzig Glieder, den Kriegsnöthen entfliehend, sich nach Rhätien und Vindelicien gezogen hätten, die im Paduslande gelegenen Güter, deren sie beraubt worden, wieder förmlich zurückzuerstatten. Herr Dr. Planta äußert nun die Ansicht, daß sich die Enkel dieser Titionen in der engadinischen, zu Cernez wohnhaften Familie der Titschun wieder finden lassen, was allerdings nicht unmöglich.

Uebrigens erheben oder erhoben auch noch andere Bündner Familien Anspruch auf römische Abstammung, namentlich die ritterbürtigen, während die historische Wahrschein-

lichkeit eher dafür spricht, daß gerade diese fast ohne Ausnahme alemannischen Blutes sind. In den alten Schlössern, soweit sie noch bewohnt werden, und in den neuern Ansitzen sollen sich denn auch nicht selten noch die Stammbäume finden, welche dieses oder jenes bündnerische Adelsgeschlecht auf einen römischen Consul, Senator, Tribunus oder Eques, wenn nicht gar auf den etruskischen, noch immer sehr populären Herzog Rhätus zurückführen.

So deutet auch Herr Dr. Planta mit ziemlicher Sicherheit an, daß seine Familie ebenfalls aus Italien eingewandert sei, denn solchen Ursprung bezeuge nicht bloß der Name selbst, sondern außer mehreren Inschriften auch der Briefwechsel des römischen Schriftstellers Plinius mit dem Kaiser Trajanus, in wechem von einem Pompejus Planta, damaligen Statthalter in Egypten, die Rede ist. Diesem verdienten Staatsmanne zu Liebe und zur Erinnerung an sein segensreiches Wirken am Nilstrom ist der Taufname Pompejus in der Familie der Planta schon seit mehreren Jahrhunderten sehr beliebt. Zwischen dem letzten Römer Planta und dem ersten Bündner dieses Namens gähnt allerdings eine Kluft von mehr als tausend Jahren, welche nicht leicht zu überbrücken scheint, allein die Bündner Genealogen haben sich zu allen Zeiten so erfinderisch bewiesen, daß sie wohl auch mit dieser schwierigen Aufgabe schon lange fertig geworden sind.

Das letzte der hier einschlägigen Bücher, soweit ich sie kenne, ist die „Geschichte Tirols von den ältesten Zeiten bis in die Neuzeit von Dr. Josef Egger" (Innsbruck 1872), deren erster Band bis zum Jahre 1490 reicht.

Für die großen Räthsel, die auf Rhätiens Boden noch

zu lösen sind, ist auch Dr. Egger nicht der große Apollo, den ich längst erwarte. Indessen will er's auch nicht sein, sondern schiebt vielmehr diese verzweifelten Probleme bescheiden von sich weg. Er widmet eben deßwegen den eigentlich ethnologischen Fragen nur wenige Seiten, in denen er nichts Neues sagt, ein Ergebniß, zu welchem Herr Conradin v. Moor fast hundert brauchte. Eine kleine Verwegenheit entdecke ich auf Seite 16, wo der Verfasser die Ansicht aufstellt, tiefer gehende Sprachforschungen und genauere Kenntniß von den Gesetzen der Sprachentwicklung und der frühern Gestalt der Namen dürften vielleicht die Mehrzahl aller bisher unerklärlichen Orts-, Fluß- und Bergbenennungen als ächte Kinder der deutschen oder romanischen Zunge erweisen.

Dieß ist zwar nicht Dr. Eggers, sondern Schnellers Geschoß; aber solches Vertrauen auf den künftigen Tiefgang der Sprachforschung scheint mir doch etwas übertrieben. Ich wäre wenigstens sehr unangenehm überrascht, wenn z. B., um im Unterinnthale anzufangen, Namen wie Wattens, Terfens, Schlitters, Uderns u. s. w., die ich alle für stockrhätisch halte, als Kinder der deutschen oder romanischen Zunge sich erweisen sollten. Verdrossen hat mich fast, daß der Verfasser den Nobilis Romanus Dominicus, den Breonenser, der im Jahre 730 im Oberinnthale auftritt, ganz unerwähnt läßt, obgleich Albert Jäger dessen ethnologische Bedeutung sehr gründlich hervorhebt, und obgleich ich diesem Spätrömer auch in den „Herbsttagen" S. 130 eine sehr anerkennende Erinnerung gewidmet habe. Dieser edle Dominicus hätte um so mehr eine Ehrenerwähnung verdient, als er der einzige Tiroler

ist, der das achte Jahrhundert mit seinem Namen nicht allein ziert, sondern auch ausfüllt. Selbst die höchst interessanten Urkunden vom Jahre 828, in welchen Quartinus, der Noriker und Pregnarier, seine Güter dem Kloster Innichen schenkt, sind nur ihrem Inhalte nach ganz trocken wiedergegeben, obgleich sich gerade aus ihnen allerlei ethnologische und historische Wahrnehmungen flüssig machen ließen.

Wenn wir nun die literarischen Thaten der letzten zwanzig Jahre, soweit sie uns bekannt geworden, überblicken, so glauben wir zu finden, daß den besten Zug die reine, d. h. die von ethnologisch-linguistischen Problemen absehende Historie gethan hat. Die neuen Werke der Herren von Juvalt und von Planta bezeichnen einen wesentlichen Fortschritt und werden in ihrer Methode auch für ihre Nachfolger maßgebend sein.

Auf ethnologischem Felde ist meines Erachtens die Ernte sehr unbedeutend. Namentlich die Frage über die Urbewohner liegt noch ebenso, wie sie vor zwanzig Jahren gelegen. Der große Unbekannte, der Paraklet, er ist noch immer nicht erschienen.

Ja, ja — die Urbewohner! Etrusker oder Kelten? Schneller meint zwar, man solle das ganze Problem, beziehungsweise den ganzen Quark, der nächsten Generation überlassen, denn wir brächten doch nichts mehr heraus — und wenn es noch lange so fortgeht, so glaub' ich es auch selber — allein die Frage ist, wie Prof. Rufinatscha sagt, nun einmal aufgeworfen und die Wissenschaft muß eine Antwort darauf geben oder wenigstens immer wieder versuchen, ob sie keine geben könne. Auch findet sich in Neu-

rhätien, in Graubünden, Tirol und Vorarlberg so viele überschüssige Zeit, daß die Besitzer derselben sich leichtlich beklagen möchten, wenn jene Frage von der Tagesordnung ganz und gar gestrichen würde, da gerade diese Studien ihre freien Stunden am angenehmsten ausfüllen.

In die Frage von den Urbewohnern spielen bekanntlich auch die rhätoromanischen und tirolo-ladinischen Dialecte hinein. Aus diesen sollen, wie schon oben gesagt, nachgerade die fremdartigen, des Rhäticismus verdächtigen Bruchstücke ausgelesen und zusammengestellt, geprüft und, wenn möglich, gedeutet werden — eine schöne Aufgabe, von der man immer spricht, die aber niemand unternimmt.

Herr Conradin von Moor behauptet, daß die rhätoromanischen Dialecte einerseits den unverkennbaren Anklang an die Sprache des herrschenden (römischen) Volks bewahren, anderseits aber auch unzählige, nur ihnen eigenthümliche Wendungen und Worte (also doch wohl rhätische?) enthalten.

Schneller dagegen hat bei seinem Widerwillen gegen die Rhätier nicht ein einziges Wort gefunden, das wir diesen zu verdanken haben sollen. Die Meinungen gehen also sehr weit auseinander. Mir ist kein Zweifel, daß noch rhätische Wörter vorhanden sind, aber sie können weder in den Abstracten, noch in den gewöhnlichen Ausdrücken des gemeinmenschlichen Lebens stecken, d. h. man wird weder ein rhätisches Wort für Religion, Staatswissenschaft, Bundesverfassung, noch ein solches für gehen, stehen, sitzen, lesen, schreiben auffinden, weil dafür nothwendiger Weise das Lateinische eintreten mußte. Dagegen können sich für die Erscheinungen der Alpennatur immerhin

einige rhätische Bezeichnungen bis zum heutigen Tage erhalten haben. Warum sollten z. B. aneva, Bergerle, cuncala, Felsen, ganda, Steingerölle, mara, Muhr, palva, Berghöhle, nicht rhätisch sein? Auch calaverna, churwälsch Blitz, möchte ich lieber für rhätisch halten, als mit Schneller aus caligo hiberna erklären. Die Hoffnung, die einst Ottfried Müller ausgesprochen, daß sich in irgend einem Theile Graubündens oder Tirols noch die sprachlichen Mittel finden könnten, um die etruskischen Inschriften aufzuhellen, sie wird sich zwar nie erfüllen — eher ist jetzt von Corssens Enthüllungen ein neues Licht für die rhätischen Alpen zu erwarten — aber wer weiß, ob eine gründliche Ausscheidung des lateinischen und nichtlateinischen Elements in jenen Idiomen nicht zu andern erfreulichen Ergebnissen führen könnte?

Professor Theobald meint in seinen „Naturbildern aus den rhätischen Alpen" (Seite 16), es wäre für Philologen wohl nicht uninteressant, zu entscheiden, ob z. B. Pizokel und ähnliche unbegreifliche Namen wirklich lateinisch oder etwas anderes seien. Er selbst genehmigt die Deutung piz in oculis, „der Piz vor den Augen," und hat seine Freude daran. Pizokel erklärt sich aber eben so einfach, wie Montigl, Puntigl (monticulus, ponticulus), nämlich als eine Ableitung aus dem romanischen pizz, Spitze, mit dem Ansatz oculus, der allerdings seltener als iculus, aber um so werthvoller ist. Pasigl, ein Berg im Unterinnthal, ist derselbe Name, ebenso wie Passug, was bei Chur und bei Talaas in Vorarlberg und Pisoc, was bei Trasp vorkommt, nur daß diese letzteren das auslautende -el abgeworfen haben.

Man sieht immerhin aus der Stellung, welche Herr Professor Theobald im Jahre 1862 zu den bündnerischen Ortsnamen einnahm, wie weit die Deutung derselben damals überhaupt gediehen war. Uebrigens bewährt sich das Sprüchlein, daß Namensforschung von jeher der Irrgarten und das Sündenfeld der Philologie gewesen, nirgends so energisch, als in den drei Bünden. Das ganze Gebäude von Deutungen, welches die Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts aufgestellt, fällt jetzt zusammen wie ein Kartenhaus. Der alte Trödel, Realt sei Rhaetia alta u. s. w., wird zwar von hochherzigen Patrioten noch immer wiederholt, allein die kritischen Köpfe glauben so wenig mehr daran, als daß Zitzers seinen Namen von Marcus Tullius Cicero erhalten habe. Diese Disciplin hat also in drei Jahrhunderten nur insoferne einen Fortschritt gemacht, als jetzt die Weisen einsehen, daß man die ganze Zeit auf dem Holzweg gewesen.

Wie gefährlich dieser Boden ist, zeigte sich neuerdings auch darin, daß ein lieber Freund, ein Professor von Heidelberg, den Familiennamen Catilina, den er an der Albula gehört, auf uralte italische Einwanderungen zurückleitete, während die Bündner, die nachher seine Berichte in der „Allgemeinen Zeitung" lasen, darüber nur lächeln konnten, da das Ca in so vielen Bündner Familiennamen nichts anderes ist, als casa,[1] und jenes Catilina sich eigentlich Cadlina schreibt und sich als Haus des Lina erklärt.

Also eine gründliche exacte Forschung über rhätische,

[1] So auch Capaul, Cadalbert, Caduff (Ru-dolf), Caflisch (Felicius), Cadomenisch (Dominicus), Capangrazi u. s. w. Carnot scheint ca Nuot (Nuot ist so viel als Otto) oder ca Renod, Renald.

zunächst bündnerische Ortsnamen! Ich erkläre diese selbst sehr gerne als ein dringendes Bedürfniß, denn die „Rhätische Ethnologie," die ich einst ans Licht gestellt, hat zwar auch auf die Nomenclatur von Graubünden Rücksicht genommen, allein das Material war damals noch sehr geringfügig — einige Beiträge von wohlwollenden Freunden und die gewöhnlichen Landkarten. Schon in Tschudi's „Ostschweiz" sind viel mehr Namen zu finden, als ich damals kannte.

Dieser künftige Ortsnamenforscher wird sich nun zuerst mit dem näher liegenden Theil seiner Aufgabe, also mit jenen Namen zu beschäftigen haben, die aus dem Ladinischen erklärt werden können. Eine solche Arbeit wird aber einem Rhätoromanen, der das Ladinische von seiner Mutter her übernommen, viel leichter fallen, als einem sonstigen Liebhaber, der jene Sprache zunächst nur aus den Büchern gelernt hat.

Das Werklein, von dem wir reden, wird aber nicht nur den Männern der Wissenschaft willkommen sein, sondern sicherlich auch dem immer zunehmenden Volk der Touristen. So ist es denn nahezu ein Gebot der Gastfreundschaft, die wissensdurstigen Pilger, die da nach Rhätien ziehen, in diesem Urwald von fremden, seltsamen Klängen nicht ganz ohne Rath und Hilfe zu lassen, sondern ihnen vielmehr ein belehrendes Büchlein in die Hand zu drücken, das ihre ängstlichen Zweifel löst. Der gegenwärtige Zustand ist eine Tortur für alle jene ehrenwerthen Wanderer, die nicht gerne einen Ortsnamen aussprechen, ohne zu fragen, was er bedeute.

Auch der treue Tschudi ist solchen Fragen nicht sehr

weit entgegengekommen, denn er gibt eine Uebersetzung nur dann, wenn der Gegenstand neben dem romanischen Namen bei den umherwohnenden Germanen auch noch einen deutschen führt, wie z. B. Piz ot, Hohes Horn, Piz cotschen, Rother Berg, Piz d'esen, Eselsspitze, während er z. B. Plauncacotschna, Plauncaulta, Gravasalvas und andere solche Ungethüme unerklärt läßt.[1]

[1] Um meinen guten Willen zu zeigen und zugleich dem fraglichen Werklein mit einer kleinen Gabe zu Gevatter zu stehen, will ich hier gerne ein paar Dutzend solcher Ortsnamen, wie sie in Tschudi's Ostschweiz zu finden sind, nach bestem Wissen erklären.

Zu den oben stehenden Piznamen mögen noch etwa folgende gestellt werden: Piz alv (albus), agiit (acutus), de Vo (davos), von hinten, d'Err (ager), Feldspitz, Gimels, ital. gemelli, Zwillingsspitz, Piz lat (latus), Mezdi, mezzodì, in Tirol am Eisack Mutschedai, Mittagsspitz. Plauncа ist die Halde, Leite; daher Plauncа cotschna, aulta, Rothenleite, Hohenleite. Dalvazza, d'ulvazza, von lat. ulva, Röhricht. Auch Palidulca ist vielleicht als palü d'ulva, Rohrmoos, zu erklären. Virgloria, val de glaria, Kiesthal. Gravasalvas, am weißen Gries. Cavandiras, richtig Cavadiras, cavatura, in Vorarlberg öfter als Gafadura, Höhlung, Schlucht. Cavrein, caprina scil. alpe, Geisalm. Sixmadun, saxo de montagna. Surlei, am See, Surgonda, an der Gand (Steingerölle), Leiblau, blauer See. Bajereng, prà sereno, Heiterwang. Surovel, am Bach; ovél, oberengadinisch, stammt von aquale; oberländisch lautet es ual, unterengadinisch aguaigl, grödnerisch aghél; im deutschen Etschland Waal. Aguaglioils ist Plural eines davon abgeleiteten Diminutivs. Stavelchod, stabulum caldum. Serviezel im Unterengadin wird gewöhnlich serra Vitellii gedeutet und soll von dem bekannten römischen Kaiser den Namen haben. Warum soll es aber nicht Wietzel's Schanze bedeuten, da doch die Wietzel eine bekannte engadinische Familie sind? Ragnux—ra steht gewöhnlich für rio wie in Ramol, rio malo, Rameß, rio mezzo; gnux aber könnte der Plural gniocos, Rocken, Nudel, sein und der Name würde also Nudelbach bedeuten. Daß es ein Berg ist, der diesen Bachnamen führt, darf nicht stören, denn viele Berge führen Bachnamen und viele Bäche Bergnamen. Brulf bei

Wenn nun aber der künftige eingeborne Forscher mit diesen oft so seltsamen, ihm jedoch vertraulich klingenden Sprachphänomenen aufgeräumt hat, dann wird ihm eine ziemliche Zahl von Namen in der Hand bleiben, welche er mit seinen und auch mit andrer Leute Kenntnissen nicht so schnell wird enträthseln können. Diese darf er aber dann als rhätische, als die leibhaften und ehrwürdigen Ueberbleibsel aus der Sprache seiner tapfern Urahnen betrachten.

Was nun deren Deutung betrifft, so gebe ich ihm gleichwohl den väterlichen Rath, sich ja nicht zu übereilen. Es kann sich bei diesen Namen überhaupt nicht so fast um Deutung handeln, als um Bestimmung der Sprache, der sie angehören. Diese ergibt sich aber nur aus ihren Endungen, nicht aus ihren Stammsylben. Wer uns also z. B. in Sargans, in Schluderns das -gans, das -derns erklärt, der wird uns viel weiter bringen, als wer das Sar- oder das Schlu- zu deuten versucht.

Um deutlicher zu zeigen, wie ich's meine, erlaube ich mir, mich weiter über jenes Sargans, urkundlich *Saruncanes*, rhätisch Saruncanisa, vernehmen zu lassen. Der Name gehört zu jenen hochschätzbaren, in denen sich die grammatische Function jeder Sylbe bestimmen läßt.

Der Stamm von Saruncanisa ist also sar, eine Sylbe, deren Bedeutung zur Zeit unbekannt ist und schwerlich mehr bekannt werden wird. Daran hängt sich der Ansatz una und es entsteht Saruna, der frühere Name des Saarbaches, an welchem Sargans liegt (der Name kommt als

Disentis ist der ahd. Name Berulf und Rigisch, ebendaselbst, wahrscheinlich ahd. Richizo. Paschola und Pascomina, Seen am Heinzenberg, post scala und post camino, hinterm Steig, hinterm Weg.

Sarina, Sarona jetzt noch anderwärts in Bünden vor). Nun liebte es aber die rhätische Sprache, die Namen der Bäche mit -c- zu erweitern und bildete z. B. aus Isarus ein Isarcus (jetzt Eisack), aus Tumina ein Tuminca (jetzt Tamina), mit andern Worten: man gefiel sich, statt des einfacheren Substantivs ein verlängertes Adjectiv zu gebrauchen und statt Isarus „der isarische" scil. Bach zu sagen. So entstand also Sarunca und daraus wieder Saruncanus, was nichts anderes bedeuten kann, als den Anwohner der Sarunca. Das rhätische isa endlich, welches den Namen schließt, steht dem lateinischen ia gleich und bedeutet, an einen Volksnamen gefügt, wie dieses das Land, die Stadt, die Gemeinde des betreffenden Volks, und so erklärt sich denn das ganze Saruncanisa als die Stadt der Saruncaner, der Anwohner der Sarunca oder Saruna.

Plinius erwähnt am Ursprung des Rheins, womit er auch die Gegend um Sargans gemeint haben wird, die Saruneten, gibt also dem Namen des Bachs einen anderen Ansatz (-etes statt -canus), was nicht bedenklich ist, um so weniger, als seine Sarunetes im tirolischen Sarnthal (bei Bozen) sprachlich ganz unverkennbar wiederkehren. Der Hauptort dieses Thales heißt nämlich Sarntein, urkundlich *Sarentinum*, und wir sehen also einen ähnlichen Vorgang, wie dort an der Saar, nämlich einen Thalnamen Saruna (der Bach des Sarnthales heißt Talfer, urkundlich *Talaverna*, gewiß auch ein rhätischer Name), einen aus diesem gebildeten Volksnamen, Sarunetes, und einen wieder aus diesem gebildeten Ortsnamen Sarunetina, nur daß hier statt isa das gleichbedeutende ina hinzugetreten ist.

Nun entsteht aber die Frage, von welcher eben die Antwort über die Nationalität der alten Rhätier abhängt, die Frage nämlich: In welcher andern Sprache finden sich solche Bildungen, wie Saruncanes, wie Sarunetina wieder — und ich antworte darauf: Ersteres findet z. B. in dem römischen Namen Coruncanius, letzteres in den italischen Namen Ferentinum, Sarentinum u. s. w. sein Ebenbild. Die Rhätier sind also ein italischer (zunächst ein etruskischer) Stamm.

Auf diese Karte setz' ich all' mein Sach', alle die vielen Stunden, die ich mit dem verführerischen Zeug verloren habe, und ich werde erst capituliren, wenn mir nachgewiesen wird, daß sich -uncanisa und -unetina auch in keltischen Ortsnamen finden. Damit wäre freilich, meines Erachtens, auch nachgewiesen, daß die Etrusker und Italer Kelten gewesen. Immerhin! Ich sehe (so ich's überhaupt noch erleben sollte) dem Endergebniß dieser Studien, wie es auch ausfallen möge, mit großer Ruhe entgegen — wenn sie nur einmal recht angingen!

Jener Gedankengang scheint mir so einfach, so verständlich und doch! Da kommt z. B. Herr Dr. Planta daher und sagt, wie weiland Herr Mathias Koch vor zwanzig Jahren, auf Seite 8 seines früher besprochenen Buches: „Steubs Versuch mußte schon deßhalb scheitern, weil die etruskische Sprache sozusagen gar nicht bekannt ist, daher genügende Anhaltspunkte zur Vergleichung fehlen.“ Wirklich? Ich hätte fast Lust, die erdichtete Anekdote von den beiden deutschen Reisenden hinten in Wisconsin, wie sie im ersten Theile dieser Abhandlung steht, hier zu reproduciren, aber um jede Wiederholung zu vermeiden, will

ich nur sagen: Bringt es denn nicht jeder gebildete und aufmerksame Zeitungsleser in wenigen Jahren dahin, daß er wenn nicht allen, so doch den meisten Orts- und Personennamen abhört, vielmehr abliest, ob sie französisch, englisch, italienisch, spanisch, portugiesisch, scandinavisch, slavisch, arabisch, hindostanisch oder chinesisch, selbst wenn ihm diese Sprachen unbekannt sind? Es muß also doch möglich sein, Orts- und Personennamen zu diagnosticiren, auch wenn man die Sprache, aus der sie stammen, nicht versteht. Und wenn ich nun seiner Zeit mich etliche Monate in der etruskischen Epigraphik herumgetummelt und mir viele hundert Namen herausnotirt, dann in Neurhätien umsehend, zu einem etruskischen Velsa, Vularis, Vathines, Velthurnisa, Perisalisa, Thrinisa daselbst ein Vels, Volers, Watenes, Velthurnes, Presels, Trins gefunden und in diesen Formen etruskische Namen erkannt habe — ist der Versuch, obgleich ich die Namen nicht deuten kann, als ein gescheiterter zu betrachten?

Wirklich gescheitert scheinen mir dagegen die Versuche, welche Herr Dr. Planta in der Note zur citirten Seite aus anderen Autoren mittheilt. Es grassirt da immer noch die alte Manier, die, glaub' ich, unser Pallhausen vor siebenzig Jahren aufgebracht, welche Mone, Obermüller u. A. fortgesponnen haben,[1] die lächerliche Manier näm-

[1] So eben ist wieder ein Schriftchen aus dieser Schule erschienen: Die Entzifferung des Etruskischen ꝛc. Von Dr. P. H. K. von Maack (Hamburg. Otto Meißner. 1873), das mir ebenso verunglückt scheint, wie alle seine Vorgänger. Vor dreißig Jahren gab ein Engländer, Betham, ein dickes Buch, Etruria celtica, heraus, in welchem er das Etruskische ungefähr mit denselben Mitteln erklären wollte, wie Herr Dr. v. Maack; das Buch ist aber längst verschollen.

lich, in irgend einem keltischen Dictionary nachzuschlagen, ob sich nicht zur Stammsylbe eines fraglichen Namens ein gleicher oder ähnlicher Laut finde. Wenn dieß, wie immer, der Fall ist, wird dann das Wort als keltisch erklärt. Da es aber verschiedene solche Dictionäre gibt, hochschottische, irische, walisische, bretonische, und da der eine Forscher dieses, der andere jenes benützt, so kommen eben so viele Deutungen, als Forscher heraus, was aber diese nicht beängstigt, da sie gar keine Rücksicht auf einander nehmen. Von dieser Gattung sind nun die dort aufgeführten Ableitungen Mals und Mels von mâla, Hügel, Salez (richtig erklärt ein Plural, salectes, saletes von salectum, Weidengebüsche) von sal, Unrath, Terioli, Tirol von tir, Erde. Die Urheber dieser Deutungen wären schwerlich so rasch zu ihren schönen Resultaten gekommen, wenn sie sich vorher gefragt hätten, was in den fraglichen Namen das auslautende -s, -ez, -ioli besagen wolle. Will man davon absehen, so kann man jene Namen ja ebenso gut aus dem Deutschen erklären, nämlich Mals aus Mal, Denkmal, Salez aus Saal, Tirol aus einem Thiergarten, der einst auf dessen Stelle gegrünt haben könnte, und es müßte nach allem diesem ganz klar sein, daß die Rhätier eigentlich Germanen gewesen.

Ich gestehe bei dieser Gelegenheit auch offen, daß ich von dem neueren Vermittlungsversuch, welcher das nördliche Rhätien den Kelten, das südliche den etruskischen Einwanderern überweisen will, keine günstige Meinung hege. Ich habe schon längst (Rh. Ethn. S. 23 und oben S. 91) dargethan, daß der Habitus der fraglichen Namen an Inn und Etsch, an Rhein und Eisack derselbe sei. Wenn also hier Etrusker, dann auch dort; wenn dort Kelten, dann

auch hier. Wenn aber um jeden Preis ein Unterschied gemacht werden müßte, so würde ich lieber behaupten, daß in den südlichen Thälern Anzeichen keltischer Mischung vorkommen, daß aber gerade die nördlichen ganz keltenfrei seien.

Und nun zum Schlusse möchte ich feierlich beschwörend sprechen: Exoriare aliquis! Steh' auf, unbekannter Bündner, und schreib' das Buch, dessen Lineamente ich hier dir vorzuzeichnen mir erlaubte. Dein Ruhm wird, wenn dein Werk gelingt, unsterblich sein — aere perennior! Wenn auch die neuen Rhätier, die eingebornen Celebritäten, dich, wie es mir begegnete, nicht beachten, so werden dich doch die auswärtigen Touristen und Touristinnen in der Hand wiegen, die fremden Dilettanten und Professoren dich lesen, studiren und citiren und du kannst einst mit dem schönen Bewußtsein hinübergehen, das Deinige zu dem Beweise beigetragen zu haben, daß Rhätien auch auf sprachlichem Felde das Land der Räthsel und der Wunder ist!

1874.

Der große Unbekannte, „der von neuerer Geschichts- und Sprachwissenschaft durchtränkte Meister," der Paraklet scheint endlich ans Licht zu treten und zwar in der Person des Herrn Professor Ascoli zu Mailand. Dieser, voll Hochachtung für Friedrich Diez und die deutsche Wissenschaft, hat voriges Jahr in dem von ihm geleiteten Archivio glottologico italiano seine Saggi ladini begonnen, welche der Rhätologie die von mir längst ersehnte Förderung und Ausbildung versprechen.

Der erste Band dieser Saggi behandelt alle ladinischen Dialecte, welche vom Gotthard an bis nach Istrien ge-

sprochen werden und sucht in streng wissenschaftlicher Weise und mit bewundernswerthem Fleiße ihre Lautgesetze darzulegen. Abgesehen von einigen kurzgefaßten Einleitungen gibt uns dieser erste Band auf fünfhundertfünfzig Seiten zwar nur Worte, Worte, Worte, vielmehr die Darstellung ihrer phonetischen Verhältnisse, allein diese Grundlage, so trocken sie sich auch lesen mag, ist nothwendig und daher mit Dank und Anerkennung aufzunehmen. Wenn der Verfasser später, wie er es verspricht, mit seinen Appunti lessicali und Appunti storici hervortritt, so werden diese seine Arbeiten allerdings ungleich anziehender wirken. Wir sehen daher diesem Theile seiner Forschungen auch mit großer Spannung entgegen.

Zur rhätoromanischen Literatur darf auch eine Schrift gezählt werden, welche Herr Dr. H. J. Bidermann, Professor des Staatsrechts an der Universität zu Graz, so eben in der Wagnerschen Buchhandlung zu Innsbruck erscheinen ließ. Sie führt den Titel: Die Italiäner im tirolischen Provinzialverbande — und behandelt in trefflicher historischer Ausführung die Territorialfrage des „Trentino," die Theilnahme der Italiener an den tirolischen Landtagen, die staatsrechtlichen Gesichtspunkte u. s. w. Die Einleitung bildet eine ethnographische Abhandlung, in der wir allerdings einiges anders wünschten. Der Verfasser hätte vielleicht die ethnologischen Aufstellungen der „Herbsttage in Tirol" mit Nutzen berücksichtigen können, allein für die Tiroler scheint über diesem Büchlein dieselbe Tarnkappe zu liegen, wie über der Rhätischen Ethnologie.